

(Nachdruck verboten.)

80]

Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von W. Andersen Nord.

Der Schloßherr jagte alle die anderen Frauen hinaus, dann ging er mit Sturmschritten auf und nieder, schielte nach dem Waldmädchen hinüber und kehrte das Weiße aus den Augen heraus. „Na hast Du Dich endlich entschlossen?“ brüllte er und schnob wie ein wütender Stier. Und plötzlich sprang er auf sie los, um sie mit Gewalt zu nehmen.

Aber die Waldmaid stand aufrecht da, einen blühenden Dolch in der Hand.

„Hal Rühr mich nicht an!“ schrie sie, „oder bei dem lebendigen Gott, ich stoße diesen Dolch in mein Herz! Du glaubst, Du kannst meine Unschuld kaufen, weil ich arm bin; aber die Ehre des armen Mannes ist nicht für Geld feil.“

„Das war ein wahres Wort!“ schrie Lasse laut.

Der Schloßherr aber lachte heimtückisch und zupfte an seinem roten Bart, er rollte das K für fürchterlich. „Ist Dir mein Gebot nicht genug? Wohlan, bleib diese Nacht bei mir, und Du sollst ein Gehört mit zehn Stück Vieh haben, so daß Du morgen mit Deinem Jäger vor den Altar treten kannst!“

„Galt's Maul, Du Hurenbock!“ schrie Lasse wütend.

Ringsumher suchte man ihn zu beruhigen, der eine und der andere puffte ihn in die Seite. „Na, hat man nicht mal mehr Erlaubnis, den Mund aufzumachen,“ wandte sich Lasse gekränkt an Pelle. „Ich bin kein Pastor, aber wenn das Mädchen nu doch mal nicht will, soll er sie ruhig gehen lassen. Und ungestraft soll er seine Brunst nicht in Gegenwart von hundert Menschen offenbaren, so ein Schweineigel.“ Lasse sprach laut und es schien, als wenn seine Worte ihre Wirkung auf den Schloßherrn ausübten. Er stand eine Weile da und schielte vor sich hin, dann rief er einen Mann und hieß ihn, das Mädchen wieder in den Wald hinauszuführen.

Lasse atmete erleichtert auf, als der Vorhang fiel und die Jungen da oben im Loch den Kronleuter mit den Lampen wieder anzündeten und ihn herunterließen. „Soweit ist sie gut davon abgekommen,“ sagte er zu Pelle, „aber ich traue dem Schloßherrn nicht, er taugt nicht!“ Er schwitzte stark, so recht vernügte schien er nicht zu sein.

Die nächste Welt, die da unten herborgezaubert wurde, war ein Wald. Wunderschön war er mit Nelargonien auf dem Boden und einem Duell, der aus etwas Grünem hervorquoll. „Das ist ein zugedecktes Bierfaß!“ flüsterte Pelle, und nur unterschied Lasse auch den Hahn; aber ungeheuer natürlich sah es aus. Ganz im Hintergrund sah man die Mitterburg auf einem Felsen und im Vordergrund lag ein umgestürzter Baumstamm; zwei grüne Jäger sahen rittlings darüber und schmiedeten böse Pläne. Lasse nickte, er hatte Erfahrung über die Heimtücke der Welt.

Jetzt hörten sie etwas und verkrochen sich hinter dem Baumstamm, wo sie sich verbargen, ein Messer in der Hand. Einen Augenblick war alles still, dann kam die Waldmaid mit ihrem Jäger in größter Unbefangenheit Hand in Hand den Waldpfad hinabgewandert, sie nahmen Abschied vom Duell, so herzlich, zärtlich; und dann kam er in den Vordergrund geeilt, dem sicheren Tod entgegen.

Das war nicht zum Aushalten, Lasse stand auf. „Paß auf!“ rief er gedämpft, „paß auf!“ Die hinter ihm Sitzenden zogen ihm am Rock und schimpften. „Mein, zum Teufel auch, dazu schweig ich nicht auch noch,“ sagte Lasse und schlug um sich. Dann streckte er sich ganz vor: „Nimm Dich in acht Du! Es gilt Dein Leben! Sie liegen hinter dem Baumstamm!“

Der Jäger blieb stehen und starrte hinaus, die beiden Mordelender hatten sich erhoben und glöckten, aus den Kulissen kamen männliche und weibliche Schauspieler hervor, sie lachten und starrten zu dem Zuschauerplatz hinüber. Lasse sah ja, daß der Mann gerettet war, aber sonst erging es ihm übel, der Aufseher wollte ihn hinauswerfen. „Ich kann ganz gut selbst gehen,“ sagte er, „denn in dieser Gesellschaft ist ein ehrlicher Mann wohl überflüssig.“ Unten auf der Straße redete er laut mit sich selbst, er war in heller Empörung.

„Es war ja man bloß Komödie,“ sagte Pelle ganz kleinlaut, er schämte sich in der Seele seines Vaters.

„Darüber brauchst Du mich nicht zu belehren! Ich weiß recht gut, daß das all längst vergangen ist und daß ich nichts dabei machen kann, wenn ich mich auch auf den Kopf stellen wollt'. Aber daß sie solche gemeine Handlungen wieder ins Leben rufen wollen! Gätten die anderen so gewollt wie ich, dann hätten wir den Schloßherrn genommen und ihn totgeschlagen, wenn es auch hundert Jahre zu spät gekommen wär!“

„Du — aber das war ja doch Schauspieler West, der jeden Tag zu uns auf die Werkstatt kommt!“

„So? Schauspieler West — so? Denn bist Du wollt Schauspieler Dorich, daß Du Dir so was vormachen läßt. Ich hab' schon früher Leute getroffen, die die Gabe besessen haben, sich hinfallen zu lassen und längst Verstorbene an ihrer Stelle herauszubeschwören, wenn auch nicht so leidhaftig wie hier, versteht sich! Wenn Du da hinter dem Vorhang gewesen wärst, würdest Du gesehen haben, daß West daliegt wie ein Toter, während er, der andere, der Teufel herumregiert. Ich wollt' mir nu die Gabe nicht wünschen, denn das ist gefährliches Spielwerk. Vergessen die andern zum Beispiel das Wort, das West wieder ins Leben zurückrufen soll, so ist er fertig, und der andere regiert an seiner Stelle weiter.“

„Das ist bloß Aberglaube! Wenn ich nu doch weiß, daß es West is, der Komödie spielt, ich hab' ihn doch gleich wieder erkannt, Vater!“

„Ja, natürlich! Du bist ja immer der Klügste, Du wollt' Dich wollt jeden Tag mit dem Teufel in einen Disput einlassen. Also, das sollt' bloß 'ne Vorstellung sein? So wie er das Weiße aus den Augen kehrte vor fressender Begier! Du kannst mir glauben, wenn sie das Messer nicht gehabt hätt', denn hätt' er sich über sie gestürzt und seine Lust vor aller Augen gestillt. Denn, wenn man längst vergangene Zeiten heraufbeschwört, denn muß die Handlung auch ihren Gang haben, wie viele da auch zuseh'n. Aber, aber, daß sie so was für Bezahlung tun, psui Deubell! Und nu will ich nach Haus.“ Lasse ließ sich nichts sagen, sondern ließ anspannen.

„Am besten is es, wenn Du da nicht wieder hingehst,“ sagte er beim Abschied. „Aber wenn es schon Gewalt über Dich gefriegt hat, denn steck' Dir wenigstens den Streichitahl in die Tasche. Ja, und dann schiden wir Dir Deine Wäsche an einem von den ersten Sonnabenden mit Schlachter Jensen mit.“

Pelle ging nach wie vor ins Theater, er hatte seine kluge Auffassung davon, daß das Ganze nur Komödie war. Aber etwas Geheimnisvolles war doch dabei, eine übernatürliche Gabe mußten die Leute besitzen die Abend für Abend ihr Gewand so total wechseln und ganz in den Menschen hineingehen konnten, den sie spielten. Pelle glaubte, er wollte Schauspieler werden, wenn er erst so weit gekommen war.

Aufsehen erregten sie, wenn sie in den Straßen umherstreiften mit ihren flatternden Kleidern und wunderlichen Kopfbedeckungen, da liefen die Leute an die Fenster, um sie zu sehen, und die Alten spien hinter ihnen drein. Die Stadt war wie ausgetauscht, solange sie da waren. Jeder Sinn hatte eine schiefe Richtung angenommen. Die jungen Mädchen lagen da und schrien im Schlaf und träumten von Entführungen, sie öffneten selbst das Fenster ein klein wenig; und jeder Burtsche war bereit, mit der Truppe auf und davon zu gehen. Wer nicht theaterkoll war, ging zu christlichen Versammlungen, um das Uebel zu bekämpfen.

Und eines Tages verschwanden die Schauspieler, wie sie gekommen waren, und hinterließen eine Menge Schulden. „Teufelspack!“ sagte der Meister mit seinem verzagten Ausdruck, „da haben sie uns angeschmiert. Aber prächtige Leute waren es doch, auf ihre Weise! Und die Welt hatten sie gesehen!“

Aber nach der Geschichte konnte er gar nicht wieder warm werden. Er kroch ins Bett und blieb den größten Teil des Monats liegen.

12.

Es kann ja ganz gemütlich sein an diesen Winterabenden, wo man zu Hause in der Werkstatt sitzt und die Zeit

mit Nichtstun verbringt, weil es draußen dunkel und kalt ist und man keinen Ort hat, wo man hingehen kann. An den Schlittschuhbahnen zu stehen und verfroren zuzusehen, wie sich die anderen herumschwingen, das hat Pella satt; in den Straßen auf und nieder zu schlendern, nach Norden zu und wieder umzukehren, nach Süden zu und wieder umzukehren, auf und nieder, dieselbe Strecke, bis die Uhr zehn ist — daran ist doch nichts, wenn man keine guten, warmen Kleider anhat und kein Mädchen um die Taille fassen kann. Morten ist auch kein Freiluftmensch; ihn friert und er will ins Warme hinein.

So schleichen sie denn in die Werkstatt, sobald es anfängt zu dämmern, den Schlüssel ziehen sie ab und hängen ihn auf der Diele an den Nagel, um Zeppe anzuführen, sie machen heimlich ein Feuer im Ofen an und stellen Schirme davor, damit Zeppe den Schein nicht sehen soll, wenn er seine Munde an den Werkstattfenstern vorbei macht. Sie kriechen zusammen auf den Tritt zum Ofen, die Arme gegenseitig um die Schultern geschlungen, und Morten erzählt aus den Büchern, die er gelesen hat.

„Warum willst Du nur die dummen Bücher lesen?“ sagte Pella, wenn er eine Weile gelauscht hat.

„Weil ich etwas von dem Leben und der Welt wissen will,“ antwortete Morten ins Dunkle hinein.

„Von der Welt,“ sagte Pella mit einem Ausdruck der Verachtung.

„Nun, ich will in die Welt hinaus und was sehen; was in den Büchern steht, ist doch nichts weiter als Lügen. Na und dann?“

„Und dann,“ fährt Morten gutmütig fort. Und mitten in der Erzählung fällt ihm plötzlich etwas ein, und er zieht ein Stück Papier aus der Brusttasche. „Das ist Schokolade von Bodil,“ sagt er und bricht das Stück mitten durch.

„Wo hat sie das hingelegt?“ fragte Pella.
„Unter das Bettlaken, ich fühlte etwas Hartes unter dem Rücken als ich mich hinlegte.“

Die beiden Jungen lachen, während sie die Schokolade knappern. Plötzlich sagt Pella:

„Bodil, die verführt ja Kinder! Sie hat Hans Peter fortgelockt von Stengarden, und er war erst fünfzehn Jahre, Du!“

Morten antwortet nicht. Aber nach einer Weile sinkt sein Kopf auf Pellas Schulter nieder, sein Körper zuckt.

„Du bist ja siebzehn Jahre alt,“ sagte Pella tröstend. „Aber dumm ist es trotzdem; sie könnte gut Deine Mutter sein, abgesehen von dem Alter.“ Und dann lachen sie beide.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

8)

Der Vater.

Von C. Viebig.

Der Josef strich sich die seidigen Härchen, die wie ein weicher Flaum auf der Oberlippe dunkelten, und blidte unternehmend. War da etwa eine, die ihn nicht gern küssen mochte?! Er hielt sich gerader wie sonst; nur als der Deines ihn ernsthaft zu fassen kriegte: „Josef, esu weit ham mer Dech eweil gebraacht! Eweil mußte awer sätwer for Dech sorgen,“ machte er etnen krummen Budel.

Je, wie sollte er das? Jetzt auf der Stelle hatte er doch nicht Gleich Arbeit. Ihm war freilich alles recht, der Herr Gemeindevorsteher sollte ihm nur Arbeit zuweisen, er griff gern überall an! Und dabei blidte er so recht treuherzig und gutmütig. Aber zum Winter hat der Bauer keinen Knecht nötig, da hat er kaum selber etwas zu tun, und andere Arbeit hatte er ja nicht gelernt.

Om, es war nicht zu leugnen, jetzt war es schmer, Arbeit zu finden! Der Dorfälteste kratzte sich seinen Kopf: Ja, da mußte man denn eben mal sehen! In verdrießlichen Gedanken sah Peter Deines beim Mittagessen: Nun hatte man den Josef wieder auf dem Hals. Es verdros ihn. Aber sein Bruder redete ihm rasch gut zu: Es würde sich mit der Zeit schon für den Josef was finden. Vor der Hand wohnte der ja noch ganz gut bei den Müdlern, denen lams nicht drauf an.

Das war wahr, die konnten ihn schon noch ein Weilchen mit Durchfüttern; sie wußten wohl auch, warum sie das taten. Der Deines gab sich zufrieden. Aber als er ein paar Wochen später seine Tochter antraf, die mit rotem Kopf da stand und sich von dem hübschen Kerl was in die Ohren raunen ließ, machte er wieder Ernst. Aus wars jetzt mit dem Faulenzen, jetzt mußte der Josef in die Arbeit!

Bei der nächsten Gemeindevorsteherung brachte er die Angelegenheit vor. „Eweil fraagen ech, is dat en Manier, en jungen starken Mensch on dhut eweil gaor neist?! Ech sein davor, wir gäwen ihm noch drei Daler als Behrgeld, on mag hän dann erunner int

Rheinland gieh, in en Fabrik. Mir können hän hel net mehr ge brauchen!“ Es klang sehr hart.

Der Kammerhofbauer war ein gutmütiger Mann, er stand auf, sprach nichts, wies nur mit dem Finger durch die beschlagene, milchig-trübe Scheibe des Fensters; nur wenig dämmeriges Licht drang herein. Draußen baute sich eine Schneemauer auf, fast bis zu Dachhöhe; ein Wall, durch den es kaum ein Herauskommen gab in die Welt.

„Et schriet noch ärg,“ sagte irgend jemand. Und der Kammerer nickte.

Keiner sagte darauf noch etwas. Es war eine Stille. Mit ihren graustoppeligen Gesichtern und den wettergebleichten Haaren, die im Winter nur selten unter das Scheermesser kamen, sahen sie da, Mann bei Mann auf den Bänken am langen Tisch des Ortsvorstehers. Die Kellerten des Dorfes, die Klügsten, und wußten sich jetzt doch keinen Rat. Kopfnidend sahen sie den Deines an; aber wenn sie dann den Kammerer ansahen, wurde ihr zustimmendes Nicken zum verneinenden Schütteln. Draußen fiel Schnee. Nein, es ging wahrhaftig nicht an, daß man den jungen Menschen jetzt gehen ließ!

Der Frauenhofer, der nie eine Messe versäumte, faltete die Hände über dem Bauch: „Wer müht sich jaoder Sünd' schämen!“ Und heimlich machte jeder bei sich noch einen Zusatz dazu: „Vom eigenen Blut vor die Tür zu stoßen!“

Wie ein beängstigender Spuk stieg ein Bild vor ihnen auf: Das bleiche Bild jenes Handwerkersburschen, den man vor ein paar Jahren auf Scheidweiler Flur hinter einem Dornbusch hatte erfroren aufgefunden. In einer großen Schneewehe, die der Wind zusammengeblasen auf ungeschützter Flur, hatte er gelegen, ein junger Kerl — man ersahs aus den Papieren in seinem Kängel —, aber grausam alt sah er aus und verzerrt im grimmigen Tod.

Die Uhr schlug drei. Noch so früh am Nachmittag und schon wurde es Nacht! Ein Frösteln ging durch die Stube; es war auf einmal so kalt.

Der Deines sah in lauter mißbilligende Mienen und hörte unzufriedenes Geraune. Er hatte kein Glück mit seinem Vorschlag, das sah er ein, und als kluger Leiter des Gemeinderats suchte er wenigstens etwas von seinem Vorschlag zu retten. Man konnte ja warten, bis die Bitterung besser war, und ihn dann fortzuschicken!

Aber der Müdlener räusperte sich hart und sprach mit großem Respekt vor sich selber: Er, der den Josef nun schon Wochen und Wochen auf dem Halse liegen hatte, ihn durchfütterte für nichts und wieder nichts, war selbst gegen dies. „Ech sein der Meinung, mir laosen hän erscht zum Frühjahr gieh. Mir kommt et jao net drauf an. Waanswäjen kann hän aach noch länger dao bleiwen!“

Es kam ihnen allen nicht darauf an, nun erst recht nicht, wo der Müdlener sich so dick tat. „Hän kann aach bei mir bleiwen!“

„Aach bei mir!“

Sie rissen sich jetzt förmlich um ihn. — Der Scheidweiler Josef frag sich satt und fett. Der Winter ging ihm hin in lauter Wohlleben. Bald war er bei dem Bauern und bald bei dem; er weidete sie aber der Reihe nach. Wenn er beim Kammerer koste, sich so gut schmecken ließ, als hätte er statt zu feiern sich weiblich mit Arbeit gemüßt, dann wallte es wohl in dem Toni auf; es kam ihm die Lust an, hinunter zum Tischende zu schreien: „Dau, maach dech aß!“ Er konnte die Faulenzer nicht leiden. Aber wenn er dann das wohlgenährte junge Gesicht recht ins Auge faßte, und seine Blicke dann weiter glitten zu den Brüdern, der Reihe nach die Gesichter verglich, dann hielt er den Mund — es war was Kammerersches in dem Josef! Und es durchfuhr ihn — — —

Was es wirklich so, hatte der Bursch, der Josef, Kammerersches Blut im Leibe?! In seinem kleinen Stübchen, das hinten heraus neben dem Pferdestall im Winkel lag, sah der Toni. Er grubelte. Weide Arme hatte er aufgestützt und den Kopf zwischen die Hände gestemmt. So sah er oft; immer, wenn er Zeit hatte. Er hatte freilich der Ruhe nicht viel, auf einem großen Hof gibt es immer Arbeit, und der Fleißige findet allzeit zu schaffen; nicht umsonst hatte der Toni sich die Kammer der Pferdeknechte ausersehen, anstatt oben in der großen Bodensube bei den Brüdern zu hausen. Er war selbst nachts bei der Hand sowie im Stall ein Tier an zu schlagen sing oder bloß unruhig schnaufte. Aber es gab doch Stunden, in denen sich nichts mehr zu tun vorfand und die Gedanken anhuben. Sie plagten ihn.

Wer mochte der Vater vom Josef sein? Der Peter? Der Hannes? Der Hubert? Der Michel? Der Noldes etwa? Ein jeder von ihnen könnte es sein, denn — der finstere Blick des Toni wurde noch finsterner, er stieß die aufgestützten Ellbogen hart auf und streckte dann die Arme lang über den Tisch, wie in einem plöthlich sich redenden Schmerz — „Verdammtes Fraumensch!“ Grimmig war sein Gesicht: Eine Dummheit, sich mit so einer einzulassen! Aber wenn er sich dann so vorstellte, wie sie gewesen war, wüß der Grimm aus seinem Gesicht, es wurde weicher; nur eine Unruhe blieb übrig, ein zweiseitiges Erwägen. Seine Blicke glitten wie suchend umher. War sie auch mit dem Hubert in den Busch spazieren gegangen? Hatte sie sich auch vom Hannes zur Ruhfid führen lassen? Hatte der Peter mit ihr gebetet? Der Michel ihr Kartengewinnst geschenkt? Hatte sie dem Noldes auch ihre Kammer aufgetan? Er stellte sich der Anna hübsches Gesicht vor und dann das des Jungen — die schwarzen Augen hatte er von der Rutter — aber vom Vater — 11

Schwerfällig stand der Toni von seinem Platz auf, schwerfällig trat er jetzt vor den Spiegelscherben, der über seinem Waschnapf an der Wand hing. Mit Augen, aus denen ein neugieriges Fragen blickte und zugleich eine abwehrende Angst, spähte er lange angeengt in das Glas. Es war zu dunkel, der Spiegel zu blind! Mit einem Seufzer und einem Fluch wandte der Toni sich ab.

Aber von jetzt ab, wenn er mit den anderen bei der Suppe saß und der Josef war auch da, fuhrten seine Blicke wie gejagt von einem zum andern; sie bohrien sich förmlich in die Gesichter der Brüder ein und blieben dann am Josef hängen. Es war eine Qual.

Wenn man nur wüßte, wenn man nur wüßte: wer — wer?! Der Toni senkte den Blick, er sah wie in sich selber hinein. Aber dann machte er eine abwehrende Handbewegung und stieß ein „Nä!“ so heftig, so laut heraus, daß die anderen erstaut sich nach ihm lehnten. Was hatte der Griesgram? Es war ihm doch keiner zunahgegetreten. Der Toni tat ja gerade so, als müte ihm einer Unziemliches zu; so brauchte er doch nicht gleich ein „Nä!“ zu brüllen! Sie lachten ihn aus.

Der Josef lachte am meisten, er hatte an allem seinen Spaß; ein Lachen hatte er wie ein junges Weib, hoch, hell und wohlklingend.

Unwillkürlich preßte der Toni die Augen zu, er hätte sich gern auch die Ohren zugehalten. Schweiß trat ihm auf die Stirn: Akkurat so hatte die Anna gelacht, als sie ihn umfaßt hatte mit warmen Armen, dazumal im Dunkeln in aller Heimlichkeit, und er sie. Fest, fest hatten sie sich aneinander gedrückt, sich förmlich ineinander verschlungen. Er hatte sie dazumal wirklich lieb gehabt, so lieb, wie man eben eine hat, die einem für den Hunger Sättigung schenkt. Was hatte er in jener Liebesstunde danach gefragt, ob sie morgen einem andern gefällig war?! Damals hatte er nicht daran gedacht; aber jetzt. Was ärgerte es ihn?! Der Toni fuhr auf: Gott sei dank doch, daß sie jedermanns Liebchen gewesen war! Des konnte er nur zufrieden sein. Was ging ihn der Lummel an?!

„Laß Dein dumm-dreißig Laachen,“ brummte er, ohne den, mit dem ers so unfreundlich meinte, anzusehen, schlortete aus der Stube so eilends, daß er den einen Lederpantoffel mit dem hölzernen Klappernden Hacken verlor, und schlug die Tür hinter sich zu, so stark, daß aus dem alten Gebälk eine Wolke von Wurmmehl aufstiebt.

Mit dem Toni war nicht gut mehr auskommen. Sie empfanden es alle. Er fühlte es selber und litt darunter, aber er fand nicht aus seinen Gedanken heraus. Wäre der Mensch, der Josef, nur erst fort ins Rheinland hinunter jenseits der Berge, dann würde ihm die Suppe auch wieder schmecken, und er würde einen Spaß so gut verstehen, wie er ihn jetzt nicht mehr verstand. Jetzt wurde er wütend, wenn sie lachend sprachen: „Dän Toni hat eweil net sein gud Schur!“ Donnerwetter, sie sollten ihn zufrieden lassen, er ließ sie ja auch zufrieden!

Immer mehr zog sich der Toni zurück, immer stiller wurde er, und doch brausten wieder Stürme durch ihn, genau so heftig wie in jenen Tagen, da er, wenn er die Scholle umbrach und die lauliche Feuchte der jungfräulichen Flur ihm die Sinne erregte, sich selber aufgewühlt fühlte im Innersten. Es war genau so wie damals: Das Verlangen des einsam Geliebten — und doch anders. Es mühte schön sein, einen Sohn zu haben, einen Sohn, in dem man sich selber wieder jung sah — — — „Nä, nä!“ Beide Hände streckte der Toni abwehrend aus. Er hatte eine förmliche Angst davor, wenn er dachte, daß er einen Jungen haben könnte, ähnlich so sündhaft faul wie der Scheidweiler Josef war.

Es lastete ein langer trüblicher Winter über dem Eisfeldorf. Verschlafen standen die kleinen Häuschen, so eingeschneit, daß es ihnen kaum zu lobnen schien, die Lider zu öffnen. Manchen Tag blieben Türen und Fensterläden fest zu, man schützte sich gegen den pfeifenden Sturm so gut es anging. Und verschlafen ging es auch auf den Höfen zu; kein Pferd wurde angespannt, kein Vieh ausgetrieben, alles blieb in den warmdunstenden Ställen. Am Brunnentocher hingen vereiste Tränen, und wenn die Kinder vom Müllkener, der am weitesten ablag, morgens zur Schule mußten, leuchtete ein Anecht mit der Laterne vor ihnen her und schaufelte ihnen einen schmalen Pfad bis zum Dorfe. Alles weiß, alles dick beflodt, alles wie in ein wattiertes Futteral, das jeden Laut zurückhält, gestedt.

Und doch rührte sich unter dem lastenden Schnee allerlei: Die Luft zu lieben, zu tanzen, zu trinken. Fastnacht wurde gefeiert. Da spielte der Scheidweiler Josef einen Haupttreffer aus. Er kam verkleidet als Frauenzimmer. Das stand ihm. Die Mädchen waren wie toll nach ihm, selbst die Weiber rannten hinter ihm her; die Männer schmunzelten, aber den Toni packte ein Entsetzen schier.

Er, der sonst kaum je ins Wirtshaus ging, hatte sich heute einmal bereden lassen, er konnte doch nicht immer allein daheim bleiben und spintisieren. Die Brüder hatten ihn mitgeschleppt. Aber als er nun den Josef sich im Tanz drehen sah, immer mitten unter der schaukelnden Hängelampe herum, sich einem anderen Durschen anschmiegen sah wie ein verliebtes Frauenzimmer, erschütterte ihn eine Aehnlichkeit. Er konnte en Blick nicht abwenden. Die Augen sprangen ihm fast aus den Höhlen, er sog nicht mehr an seiner Pfeife — sie ging aus — er glöhte nur.

Der Josef drehte sich wie ein Kreisel, seinen ausgestopften Busen preßte er immer fester gegen den Tänzer an. Die Zuschauer wanden sich förmlich vor Lachen, sie klatschten in die Hände. Jetzt sprang der Josef hoch, daß alle Röde schwuppen, die weiß bestrumpften Waden sich zeigten, das rote Strumpfband. Aber bis ans Knie wars noch lange nicht weit genug, frech hob das verkleidete Frauenzimmer die Röde noch höher — ein Jubel gefreisch — da!

Der Toni stieß die vor ihm Stehenden unsanft beiseite, schwapp! hatte der Josef eine weg, daß ihm's Gesicht brannte: „Schämste dich net?!“

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Bücherschau.

Unter den Neuerscheinungen des naturwissenschaftlichen Büchermarktes ragt vor allen Dingen eine hervor: die Neubearbeitung von *Brehm's „Tierleben“*, die jetzt in vierter Auflage zu erscheinen beginnt. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.) Die Redaktion des Gesamtwerkes hat der bekannte Zoologe Professor Dr. Otto zur Strafen, Direktor des Sentenbergschen Instituts in Frankfurt a. M., übernommen. Ihm zur Seite stehen zahlreiche bekannte Fachgelehrte, ich nenne nur den Direktor unseres Berliner Zoologischen Gartens, Professor L. Gerd, ferner Geymond, Hempelmann, Werner, den leider zu früh verstorbenen Marshall, u. v. a. Gegenüber der letzten Auflage, die in zehn Bänden erschien, ist insofern eine Erweiterung vorgenommen, als die Kriechtiere und Lurche jetzt zwei und die Vögel und Säugetiere je vier Bände umfassen werden, so daß das ganze Werk aus dreizehn stattlichen Bänden bestehen wird. Bisher liegt der von Marshall, Hempelmann und zur Strafen besorgte erste Band der Abteilung „Vögel“ vor. Was einem sofort bei Durchsicht auffällt, ist die zum größten Teil neue Illustrierung. Vor allen Dingen die reiche Beigabe von Farbentafeln von der Meisterhand Wilhelm Kuhnerts, die größtenteils auf Grund eigener Beobachtungen auf zahlreichen Reisen hergestellt sind. Auch die Naturphotographie ist in den Dienst dieses prächtigen Werkes gestellt worden. Gleich dem Völlerschmut hat auch der Text eine durchgreifende Revision erfahren, ohne daß dabei — und das war vielleicht die schwierigste Aufgabe — der Charakter des alten *Brehm* verloren gegangen ist. Vor allen Dingen haben die großen Fortschritte der Tierpsychologie vielfach auf den Text umgestaltet und viele der anmutigen, aber der wissenschaftlichen Richtigkeit entbehrenden Schilderungen aus dem Leben der Vögel mußten einer nüchternen und strengeren Darstellung weichen. Alfred Edmund Brehm stand noch ganz im Banne der vulgären Tierpsychologie, die jede tierische Handlung zu vermenschlichen suchte, ihr unsere eigenen Antriebe und Beweggründe untersob. Dank der Arbeiten der amerikanischen Forscher Loeb, Jennings, James, Morgan, der Franzosen Giard, Bohm und anderer, der deutschen Forscher zur Strafen, Ziegler u. a. hat man endlich einsehen gelernt, daß zwischen menschlichem und tierischem Handeln ein weiter Abgrund klafft, daß die Tiere zwar nicht, wie zum Beispiel Bette vermeinte, reine „Reflexmaschinen“ sind, die unabwendbar den auf sie von außen wirkenden Reizen folgen müssen, daß es aber noch viel weniger berechtigt ist, ihnen unser eigenes Fühlen und Denken zuzuschreiben. Ein weiterer entscheidender Vorzug der neuen Bearbeitung ist die diesem Bande beigegebene Einleitung, die die wichtigsten Daten aus der Entwicklungsgeschichte, Stammesgeschichte und vergleichenden Anatomie behandelt. Falls die weiteren Bände des Werkes halten, was dieser erste verspricht, wird sich die vierte Auflage von *Brehm's „Tierleben“* zu seinen nach Hunderttausenden zählenden alten Freunden noch zahlreiche neue dazu erwerben. Wir werden jedenfalls auf die weiteren Bände noch mehrfach zurückzukommen Gelegenheit haben. Eine Ausstellung möchte ich aber bei dieser Gelegenheit nicht unterdrücken, sie betrifft die Gesamtanlage des Werkes. In dem alten *Brehm* fanden sich in dem Bande „Niedere Tiere“ alle wirbellosen Tiere, von den Einzellern bis herauf zu den Krebsen und Manteltieren — mit Ausnahme der Insekten — vereinigt. Diese ganz ungerechtfertigte Vernachlässigung der niederen Tiere ist auch bei der vierten Auflage beibehalten worden, während es doch wohl angezeigt gewesen wäre, in einem wirklichen „Tierleben“ auch diese wichtigen und interessanten Klassen in eingehender Weise zu behandeln.

Der rührige Verlag von Theodor Thomas in Leipzig hat uns in letzter Zeit gleichfalls wieder mit einer Anzahl guter und vor allen Dingen außerordentlich preiswerter Bücher beschenkt. Die jetzt im zweiten Jahrgange stehende „Natur“, Zeitschrift der Deutschen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft, herausgegeben von R. S. France, kann als eine der besten populären naturwissenschaftlichen Blätter gelten. In gleichmäßiger Weise werden in dem Blatte alle Zweige der organischen und anorganischen Naturwissenschaften gepflegt. Aus dem reichen Inhalte der letzten Hefte nenne ich nur die Aufsätze von France über: „Das Gesetz der funktionellen Anpassung“, Prof. Maglioni berichtet über: „Die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Konjunktur“, D. Hoffmann behandelt das Problem der Marxkanäle, ferner finden sich Aufsätze von R. W. Meyer: „Vom ewigen Leben“, V. Franz: „Die

Stellung des Menschen in der Natur", Wilfer: „Die Urheimat des Menschengeschlechts“ u. s. f. Außerdem enthält jede Nummer abwechselnd Beilagen aus dem Gebiete der Aquarien- und Terrarienkunde, über Gartenbau, von Wandern und Reisen usw. Als weitere Ergänzung zu der Zeitschrift erscheinen jählich fünf Buchbeilagen: das erste Bändchen „Denkmäler der Natur“ von R. S. Francé bietet einen wertvollen Beitrag für die Naturschubbewegung. Besonders anziehend und reizvoll ist das mit zahlreichen Abbildungen geschmückte Kapitel „Die aussterbenden Orchideen“. In seinem Beitrage „Grundbegriffe der Chemie“ gibt Dr. W. Kiedlenburg eine klare und leichtverständliche Einführung in dieses Gebiet. Die angeführten Versuche sind meistens so gehalten, daß der Leser sie selbst nachzuprüfen vermag. Den Nutzen und Schaden unserer heimischen Vogelwelt untersucht R. Zimmermann in seinem gleichnamigen Bändchen. Als vierte Buchbeilage erschien ferner „Fortpflanzung und Vererbung“ von Dr. C. Theising, das einen Ueberblick über die wichtigsten Erscheinungen der Fortpflanzung von den Urtierchen an bis herauf zu den höchsten Lebewesen bietet, und zugleich als Einführung in die moderne Vererbungslehre betrachtet werden kann. Der letzte Band „Die Natur am Meeresstrande“ von Dr. E. Stecher will den zahlreichen Ferienreisenden ein treuer Begleiter an unsere deutschen Küsten sein, und sie mit deren reichen Tier- und Pflanzenleben sowie mit deren geologischen Verhältnissen usw. vertraut machen. Erwähnt muß noch werden, daß sämtliche Bände mit zahlreichen und im allgemeinen wohl gelungenen Abbildungen ausgestattet sind. Da die alle vierzehn Tage erscheinende Zeitschrift und die fünf Buchbeilagen vom Verlage für den außerordentlich bescheidenen Preis von 1,50 M. im Vierteljahr abgegeben werden, vermag jeder sich mit der Zeit eine schöne naturwissenschaftliche Bibliothek zuzulegen. Jedenfalls sollte die „Natur“ in jeder Arbeiterbibliothek zu finden sein.

Von den sog. außerordentlichen Veröffentlichungen der Deutschen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft ist vor allem die soeben erschienene deutsche Ausgabe des Yves Delage und M. Goldsmith „Die Entwicklungstheorie“ zu erwähnen. (Autorisierte Uebersetzung von Dr. Rose Theising.) Der berühmte französische Gelehrte gibt hier in durchaus gemeinverständlicher Form eine Darstellung der verschiedenen Entwicklungs- und Vererbungstheorien von Lamarck, Darwin, Spencer, Naegeli, de Bries, Weismann, Roux, Mendel, Mallon usw. Alle Fragen, die heute unser naturwissenschaftliches Denken bewegen finden in diesem Werke eine ebenso klare wie kritische Besprechung. Das Buch ist keine reine Unterhaltungslektüre, es fordert vom Leser eigenes Nachdenken, aber jeder wird es mit reichem Nutzen aus der Hand legen. Ebenfalls zu empfehlen ist ein kleines Werk von Professor Dr. A. Wagner: „Die Lebensgeheimnisse der Pflanzen“, das in anziehender Sprache, unterstützt durch reichen Bilderreichtum, die wichtigsten Lebensgesetze der höheren Pflanzenwelt behandelt. Endlich verdient auch noch ein mit prächtigen Naturphotographien geschmücktes Werk von R. Zimmermann: „Tiere der Heimat“ (Preis geb. 2 M., geb. 2,80 M.) lobende Erwähnung.

Unter dem Titel „Naturwissenschaftliche Schülerbibliothek“ gibt Dr. W. Schmidt im Verlag von W. G. Teubner eine Sammlung von naturwissenschaftlichen Werken heraus, auf die ich die Leser noch ganz besonders hinweisen möchte. Wenn die Arbeiten, wie der Name sagt, auch in erster Linie für die Schüler unserer höheren Rekrantien bestimmt sind, so wird sie doch auch jeder Erwachsene mit Freude zur Hand nehmen. Bisher erschienen in dieser Serie: Prof. S. Rebenstorff „Physikalisches Experimentierbuch“ (Preis geb. 8 M.), ein Buch, das dank der Klarheit der Darstellung sowie der sachgemäßen und geschickten Auswahl der Experimente, zu den besten Publikationen auf diesem Gebiete gehört. Professor Dr. H. Dahms „An der See“ will eine Anleitung zu geographisch-geologischen Beobachtungen geben. Auch dieses kleine Werk wird seiner Aufgabe durchaus gerecht. Geradezu mustergerällig in Diction und Stoffauswahl ist F. A. Juch „Himmelsbeobachtung mit bloßem Auge“ (geb. 3 M.). Endlich sei noch erwähnt Prof. Dr. S. Refersteins „Große Physiker“ (geb. 3 M.), das nicht nur eine gute Biographie von Copernicus, Kepler, Galilei, Newton, Faraday, Robert Mayer und Helmholtz enthält, sondern zugleich auch als eine gute Einführung in die Hauptfragen der Physik angesehen werden kann. Wenn die späteren Bände der Sammlung sich auf dem gleichen Niveau bewegen, ist es nur lebhaft zu wünschen, daß sie im Kreise der heranwachsenden Jugend weiteste Verbreitung finden.

Gerade in Arbeiterkreisen wird ein von der Franckschen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart herausgegebenes, von G. Riemann besorgtes, „Kleines Wörterbuch der Naturwissenschaften“ willkommen sein, da es eine rasche und im wesentlichen zuverlässige Auskunft über die hauptsächlichsten bei der Lektüre aufstößenden Fremdwörter und Fachausdrücke erteilt.

Wovor ich diese knappe Uebersicht schließe, möchte ich noch auf eine ebenfalls neue, im Verlage von Bornträger in Berlin erscheinende „Bibliothek für naturwissenschaftliche Praxis“, herausgegeben von Dr. W. Wächter, hinweisen. Mir liegt augenblicklich der zweite Band von Dr. W. Schleich vor. „Anleitung zum praktischen Studium niederer Tiere“ vor. Jeder, der ein Mikroskop besitzt und sich erfolgreich mit dem Studium der niederen Tiere (behandelt werden die Protozoen, Nesseltiere, Würmer und Stachelhäuter) beschäftigen will, wird in diesem Büchlein einen zuver-

lässigen Ratgeber finden. Ein ähnliches Bül stellt sich auch das im Mariaverlag in München erschienene Werk von S. Moritz „Streifenzüge in der Welt des Kleinen“, das gleichfalls dem Anfänger empfohlen sein mag.

Der Kreiselkompaß.

Aus Paris wird unterm 13. Juli gemeldet: Der Vizekonsul Demare erfindet einen Kompaß in Gyroskopform, der nicht den magnetischen, sondern den geographischen Nordpol anzeigt. Die Erfindung, sagen die Blätter, sei um so wertvoller, als die ungeheuren Stahlmassen der Kriegsschiffe die gegenwärtig üblichen Kompaße stark beeinflussen. Hierin irren die Blätter. Denn diesen Vorzug teilt die Neuheit mit allen Kreiselkompassen.

Der Kreisel war zuerst ein interessanter physikalischer Versuch, dann ein amüsantes Spielzeug, zuletzt ist er der technischen Anwendung zugänglich, zum Maschinenbau gemacht worden. Eine sonderbare Laufbahn, sonderbar wie der ganze Kreisel überhaupt. Die Erscheinungen, die an ihm zu beobachten sind, lassen sich ganz einfach beschreiben, und erfordern doch zur genauen Darstellung das schwerste Nützzeug der mathematischen Theorie. Die erste und auffallendste Erscheinung ist die Kraft, mit der der Kreisel die Richtung seiner Achse beizubehalten sucht. Dies beruht darauf, daß jede sich bewegende Masse die Richtung ihrer Bewegung beizubehalten sucht; je größer die Masse oder je schneller die Bewegung um so mehr Kraft ist erforderlich um eine Ablenkung herbeizubringen. Sucht man aber einen sich drehenden Kreisel zu kippen, so müssen die sich bewegenden Massenteile aus ihrer Bahn gerückt werden, und dem setzen sie einen um so größeren Widerstand entgegen, je schneller sie sich drehen. Die merkwürdigste Erscheinung, die den Kreisel überhaupt erst zu einem interessanten Problem macht, ist aber die sogenannte Präzession. Man stelle sich einen auf der Tischplatte rotierenden Kreisel vor, von oben gesehen rotiert er entgegengekehrt der Bewegung des Uhrzeigers. Wenn man ihn nach hinten kippt, so schlägt er freiwillig nach rechts aus, so daß er im nächsten Augenblick schräg nach hinten liegt und sich trotzdem auf seiner Spitze weiter dreht. Daran sind die im Augenblick des Kippens am vorderen Rand befindlichen Massenteile schuld, sie suchen ihre nach rechts (vom Beschauer aus) gerichtete Bewegung beizubehalten und kippen den ganzen Kreisel in dieser Richtung. Einer Verschiebung seiner Achse parallel zu sich selbst setzt ein Kreisel keinen Widerstand entgegen. Tangt er aufrechtstehend auf einem Blatt Papier, so kann man ihn mit diesem ohne Schwierigkeiten hin und herbewegen. Ein Modell, das alle diese Erscheinungen zeigt, kann man sich leicht aus einer Billensachtel mit einem durchgesteckten Streichholz machen.

Ungemein interessant ist nun die Anwendung des Kreisels als Kompaß. Man versteht dies am leichtesten, wenn man sich einem Kreisel am Äquator vorstellt, der um eine horizontale Achse rotiert, die in der Ost-Westrichtung liegt. Bei der Drehung der Erde sucht der Kreisel seine Achsenrichtung im Welttraume beizubehalten, hat er also zuerst auf einen bestimmten Stern gezeigt, so zeigt er immer weiter auf ihn, und verfolgt ihn vom Aufgang bis zum Untergang; dazu ist aber notwendig, daß seine Achse sich aufrichtet, denn der Stern gelangt ja in den Zenith, dann fällt er wieder. Hindert man aber den Kreisel an dieser Bewegung, indem man die Achse in horizontaler Lage festhält, so führt er eine Präzessionsbewegung aus, die Achse dreht sich aus der Ost-West in die Nord-Südrichtung. Hat sie diese erreicht, so wird der Kreisel durch die Drehung der Erde nur noch parallel seiner Achse verschoben, dem setzt er ja keinen Widerstand entgegen und er behält somit die Nord-Südrichtung bei. Dieser Umstand befähigt ihn, als Kompaß zu dienen. Der alte magnetische Kompaß ist ja freilich viel einfacher, er hat aber schon viele Ursachen zur Unzufriedenheit gegeben. Daß er mißweisend zeigt, ist noch das wenigste, schlimmer ist es, daß die Mißweisung sich von Jahr zu Jahr ändert. Auch wird er von magnetischen Massen am Meeresgrunde, an der Küste oder gar im Schiff selbst in ganz unkontrollierbarer Weise beeinflusst, im allseitig eisengeschlossenen Unterseeboot sind seine Angaben ganz unzuverlässig. Der Kreiselkompaß vermeidet diese Fehler und hat den großen Vorzug, daß man einen Mutterkompaß bauen und dessen Zeigerstellung elektrisch auf beliebig viele Tochterkompaße übertragen kann, man stellt dann natürlich den Mutterkompaß da auf, wo er gegen Störungen und Erschütterungen am besten geschützt ist. Um leichteste Beweglichkeit zu erzielen, schwimmt das ganze Kreiselstystem auf Quecksilber; der Antrieb erfolgt elektrisch, damit die Richtkraft möglichst groß wird, werden Umdrehungszahlen bis zu 10 000 in der Minute angewandt. Natürlich ist dazu allergrößt mögliche mechanische Ausführung erforderlich, sonst wird der Kreisel durch die gewaltigen Fliehkkräfte einfach in Stücke gerissen. — Eine Mißweisung hat auch dieser Kompaß, fährt ein Schiff auf einem Meridian nach Norden, so wird ja die nord-südllich stehende Kreiselachse fortwährend gekippt und sucht sich nun wieder in die Ost-Westrichtung zu drehen. Diese Drehung kann aber von vornherein berechnet und auf der Fahrt berichtigt werden. So stellt der Kreiselkompaß einen wichtigen und ungemein interessanten Fortschritt in der technischen Ausnutzung physikalischer Erscheinungen dar.